

Die Menschen nennen es Liebe.

Roman von O. Courths-Mahler.

(19. Fortsetzung.)

Man hat ja das arme Kind zu reinen Karikaturen gemacht mit diesem greulichen Kleid und der geistlichen Haarfisur. Die Köpfe sehen aus wie auf Droß geflochten. Das sich Hans so unendlich in sie verliehen kann, wundert mich nicht bei seiner Vorliebe für elegante Frauen. Jedenfalls darf mir das Komteschen mit niemand zusammenkommen, bevor ich sie nicht neu ausgestattet habe, sonst verpöppelt man mir das Kind.

So dachte die Gräfin mittelbig. Sie ließ sich aber von diesen Gedanken nichts anmerken. Freundlich und ungenügend plaudernd, zog sie Pia neben sich nieder und ergießte sich im Stillen an ihren naiven Bemerkungen.

Als Pia dann etwas zutraulicher geworden war, führte sie dieselbe in ihre Zimmer. Hier stand Pia freilich nicht eine ganze Zimmerflucht zur Verfügung, wie in Schloss Buchenau. Die beiden Zimmerchen waren auch sehr viel kleiner, als sie es gewohnt war, aber sie waren reizend und duffig, wenn auch einfach ausgestattet, mit hellen, gestülpten Möbelstücken und Vorhängen, so richtig, edle Wäandergemälde. Pia fand sie sehr hübsch, wenn auch ein wenig eng. Es kam ihr hier alles etwas eng und beschränkt vor, weil ihr der Begriff einer Mittelhochung ganz fremd war. Aber sie hatte sich sehr vorgenommen, sich in alles zu schicken und zu geben. Was sollte mit ihr zufrühen sein — und dieses holde Jahr würde ja auch einmal vergehen.

„So, liebes Kind, nun kannst du dich ein wenig erschließen und umkleiden. Deine Koffer sind ja schon hier. In einer Stunde kommen dein Vater und Hans zum Tee. Bis dahin mußt du fertig sein. Ich rufe die meine Koffer, sie kann die helfen und deine Sachen auspacken.“

Pia nickte unfeiger. „Ja — aber, liebe Tante Maria, du könntest mir wohl gleich sagen, was ich anziehen soll. Bitte, tu es — ich mache es sonst doch verkehrt, das weiß ich schon.“

Mit einem gerührten Lächeln streifte die Gräfin Pia's Wangen. „Schön — so wollen wir gleich einmal sehen, welche Schätze dein Koffer birgt,“ scherzte sie und klingelte ihrer Zofe.

„Warten Sie die Koffer aus, Rosa, und legen Sie mir die Kleider vor,“ befahl sie ruhig und freundlich. Rosa machte sich flink und geschickt an die Arbeit.

Biel hatte sie nicht vorzulegen. Frau Dornemann hatte nur die „leinen“ Kleider eingepackt, weil sie doch wußte, daß ihr Komteschen alles neu bekommen sollte. Die wenigen Kleider, die aus dem Koffer zum Vorhinein kamen, waren recht wenig verlockend. Kurz entschlossen wählte die Gräfin ein ganz schlichtes, dunkles Taubkleid. „Meine Rosa würde sich bedanken, solch ein paucres, unschönes Kleid zu tragen,“ dachte die Gräfin mittelbig, und dann sagte sie energisch:

„Gleich morgen bestellen wir einige Toiletten, liebes Kind. Für heute mag dieses gehen. Rosa, geben Sie der Komtesse ein wenig zur Hand. Wenn du fertig bist, liebes Kind, dann kommst du wieder zu mir hinter in meinen kleinen Salon.“

Sie reichte Pia die Hand zum Aufstehen. Aber die junge Dame drückte sie nur träufelnd zwischen ihren Händen, abnunglos, was man von ihr verlangte.

Ein leises Lächeln huschte über das Gesicht der Gräfin. Sie trieb Pia sonst über das Köpfchen und nicht ihr gültig zu. Dann ging sie hinaus. Rosa räumte die Sachen wahllos ein. Pia war aus Frust getreten und atmete tief und schwer. Es war ein Gefühl in ihr, als rüden die Wände des Zimmers immer enger zusammen. Inständig fürchte sie wohl die Güte und Freundlichkeit der Gräfin, aber eben so inständig erkannte sie an deren ganzem harmonischen Wesen, wie sehr viel sie würde lernen müssen, um eine richtige Dame zu werden. Mit einem leisen Seufzer wandte sie sich wieder ins Zimmer zurück. Aber dann dachte sie an Hans und bis die Zähne zusammen.

„Es muß gehen — Hans soll sich meiner nicht schämen — ich will alles — alles lernen,“ dachte Pia tapfer. Rosa fragte, ob sie ihr beim Umkleiden helfen solle.

Pia schied das hübsche, zierliche Mädchen an das in einem schwarzen, gutstehenden Apolotaleid und dem weichen Schürchen sehr nett aussehend und dann freiste sie mit einem Seufzer ihr eigenes Spiegelbild. Wahrlich — das Mädchen sah wohl elegant aus als sie selbst. Was Rosa wohl für Augen machen würde, wenn sie Rosa vor sich hätte?

Der Gedanke erheiterte sie. Sie lachte in sich hinein. Aber dann besann sie sich, daß sie eine Dienerin vor sich hatte.

„Ja, helfen Sie mir ein wenig,“ sagte sie mit feiner Kopfbewegung, so wie sie es vorhin der Gräfin abgelauscht hatte.

Rosa dachte bei sich, daß diese kleinen Komtesse eine richtige Landpomeranze sei mit „einfach unmöglicher“ Garderobe. Aber sie ging Pia so flink und geschickt zur Hand, daß diese sie sehr angenehm empfand. Das war doch etwas anderes als Lina's unbeholfene Bedienung.

„Dorf ich Komtesse das Haar frisch erdnen?“ fragte Rosa artig. Pia nickte.

„Ja, das tun Sie, bitte. Aber recht tief schneiden, so fest Sie können, und genau so um den Kopf steden wie jetzt.“

Die Zofe löste das herrliche Haar und es erschien ihr geradezu furchtbar, daß sie es so barbarisch zusammenzwängen sollte.

„Befehlen Komtesch nicht eine andre Frisur?“ fragte sie nochmals. „Nein, nein — um Gottes willen nicht — es muß genau so werden, wie es war,“ erwiderte Komteschen, denn sie war in großer Sorge, daß sich das Haar sonst löse und rufschelig würde.

Als Pia Schuhe und Strümpfe verwechselte, genierte sie sich ein wenig. Ihre Chausure wirkte recht plump gegen Rosa's zierliche, elegante Schuhen. Es war nur gut, daß Frau Dornemann für feidene Strümpfe gesorgt hatte. Die konnten sich wenigstens sehen lassen.

Komteschen fing schon an, auf Kerkerfüßen zu stehen. Es schien, als ob das hier in der Luft läge. Gräfin Schöff hatte inzwischen mit verschiedenen Modemaagazinen teppichige Gespräche geführt und allerlei Bestellungen gemacht, denn es war ihrer Ansicht nach sehr eilig und nötig, was in andere Kleider zu bringen. Was die Gräfin wohl gesagt hätte, wenn sie Pia in ihrem Zubehörsatz und in ihren alten vertragenen Kleidern gesehen hätte?

Als Pia dann bei ihr eintrat in dem recht schlecht sitzenden Taubkleid, das schon längst nicht mehr modern war, und der unendlichen Frisur, da riefen die Augen der Gräfin mittelbig auf dem jungen Mädchen.

Aber sie sagte kein Wort darüber, sondern plauderte in ihrer amüsierten, freundlichen Weise mit Pia, bis die beiden Herren wieder kamen.

Pia sprang dem Vater entgegen und hing sich fest an seinen Hals. Am liebsten hätte sie gebeten: „Nimm mich wieder mit nach Buchenau, hier gehöre ich nicht her.“ Aber da sah sie in Hans v. Nidos Gesicht. Er blinzelte ihr lächelnd und bittend in die Augen.

Da löste sich der Druck, der auf ihrer jungen Seele lag. Sie trat an seine Seite und gab ihre Hand in die seine, mit einem leuchtenden Blick und vertrauender Gebärde.

Die Gräfin beobachtete diese kleine Szene, und ihre erfahrenen Augen erkannten sofort, daß dies junge Geschöpf mit einer großen Liebe an Hans hing.

„Nun weiß ich schon, wie ich alles bei ihr erledigen kann. Hans zuleute wird sie sich in alles schicken. Sie liebt ihn viel mehr als er sie, aber diese Liebe ist ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen,“ dachte die kluge Frau.

Der einzige Diener der Gräfin — ihre Dienerschaft bestand aus der Zofe, der Köchin und diesem Diener — sollte einen zierlichen englischen Leinwand herin und die Gräfin füllte selbst die Taschen, nachdem sie dem Diener einen Wink gegeben hatte, sich zu entfernen.

Pia sah fast andächtig zu, wie die noch sehr schönen Hände der Gräfin so gracios am Teetisch walteten.

Man besprach noch allerlei, was hartegele werden mußte. Pia fragte, ob ihr der Vater wohl ihr Reisepferd schicken dürfe, und die Gräfin meinte, man könne es gut in einem der Ställe einstellen, in denen bei den großen Herren die Rennpferde untergebracht werden. Da war Pia froh. Auf ihre frischfrohen Ritte hätte sie ungenossen und verzweifelt. Noch eingenommenem Tez trat Graf Buchenau an das Fenster und sah auf die hell erleuchtete Straße hinaus. Pia trat neben ihn und schämte sich an ihn.

So standen sie eine ganze Weile, die beiden Weltkühnen, und schüßten, wie eng sie einander verbunden waren gerade durch die lange Weltabgeschiedenheit.

Gräfin Schöff sagte inzwischen leise zu ihrem Knecht: „Du kannst beruhigt wieder abreiten, Hans. Und wenn ich dir rufen soll — besuche Pia nicht vor Ablauf eines halben Jahres. Es ist leiser, sie bleibt mir jetzt ganz allein überlassen. Dann sollst du auch ganz mit mir zufriedener sein.“

Er küßte ihr die Hand in schweiger Zustimmung.

Schon am nächsten Tage reisten die beiden Herren wieder ab. Pia weinte nach ihrem Abschied von Hans und dem Vater, wie sie in ihrem Leben noch nicht geweint hatte. Die Gräfin ließ sie eine Weile ruhig gewähren. Dann nahm sie das Mädchen liebevoll in ihre Arme, freischelte ihre Wangen und sagte lächelnd:

„Jetzt denkst du nun gar nicht mehr an den Abschied, sondern an das Wiedersehen. Soßt sehen, wie schnell die Zeit der Trennung vergeht. Wir haben jetzt gar keine Zeit mehr, traurig zu sein, denn jetzt wird gleich die Modistin kommen, und da gibt es viel Arbeit für uns.“

Das war eine wunderliche Zeit für Pia. Mit großen erstaunten Augen sah sie sich das neue Leben an. Manchmal stüchelte sie ganz erschrocken in die Arme der Gräfin Schöff, wenn etwas gar zu überraschend auf sie einwirkte. Und immer fand sie das gütige Verständnis bei dieser klugen, erfahrenen Frau.

In den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Baden-Baden gab es zunächst endlose Sitzungen und Konferenzen mit den Modistinnen und in den verschiedenen Modeteilern.

Pia wurde vom Kopfe bis zu den Füßen neu ausgestattet. Des Schattens und Wunders war kein Ende, als Kleid um Kleid anprobiert wurde. Aber die goldig schimmernden Sonnenaugen sahen doch wohlwollend auf die feinen, zarten Stoffe, und die kleinen Hände strichen schmeichelnd und wohligh darüber hin. Es war ein angenehmes Gefühl, wenn sie sich um den Körper schmiegen. Und obwohl sie sich zuweilen so glatt wie die Haut selbst um die Weider legten, so beengten sie doch in keiner Weise.

Pia lernte zum erstenmal die Wohlthat einer tadelloß sitzenden Kostümierung kennen.

Die Gräfin ließ sie abschließend immer zuerst ihre Wahl treffen und griff nur belegend ein, wenn Pia falsch wählte. Aber sonderbarerweise traf die junge Dame meist, wie im Instintiv, das Richtige. Sie hatte emsigen einen angeborenen guten Geschmack, und nun sie lernte, Wert darauf zu legen, was sie anzuziehen sollte, fiel es ihr gar nicht schwer, das Schöne zu treffen, wenn sie vor die Wahl zwischen schön und häßlich gestellt wurde.

So lange sie in Buchenau gelebt hatte, war ihr nur immer wichtig erschienen, ob die Kleider, die sie trug, bequem und haltbar waren und sie möglichst wenig in ihrer Bewegungsweise hinderten. Jetzt, da sie täglich die vielen elegante und feingefärbte Damen sah und Begehrte ziehen konnte, merkte sie von selbst, wie häßlich und ungemütlich ihre alten Kleider gewesen waren.

Und sie begann, Interesse zu gewinnen an ihrem eigenen Anzug.

Wie betäubt hatte die Gräfin hingeworfen, daß Hans Nid sehr viel Wert darauf legte, daß eine Dame elegant und geschmackvoll gekleidet sei. Ein andermal sagte sie:

„Es ist geradezu die Pflicht in jedem Fall, darauf zu achten, daß sie möglichst schön aussieht und ihre Vorzüge zur Geltung bringt, die ihr der liebe Gott gegeben hat.“

Pia hatte sich das gemacht. Freilich, ob sie Vorzüge hatte, die sie zur Geltung bringen konnte, das wußte sie nicht. Aber Hans wollte sie gefallen, so sehr das möglich war. Er schätzte sie in ihren häßlichen Kleidern wie eine Vogelscheuche auf Hans gewirkt haben mußte, im Vergleich zu den schönen, eleganten Frauen, mit denen er bisher verkehrt hatte.

„Wie sehr muß er mich liebhaben,“ dachte er, „trotzdem zu seiner Frau machen will.“ dachte sie dann dankbar Herzgen's.

Und mit einem wahren Feuerer begann sie, die Lehren Zante Marias in sich aufzunehmen, und hunderte Male fragte sie bei allen Gelegenheiten: „Meinst du, daß dies Hans gefallen würde, Zante Maria?“

So wurde nun in schneller Zeit eine ganze neue Ausstattung für Pia beschafft. Selbst spielte dabei keine lebende Wollmatt. Man konnte wählen, was gefiel.

Pia war der Kostpunkt nun vollends Nebenache. Sie hatte keine Ahnung von Geld und Geldwert. Welch wichtigen Faktor das Geld im Leben des Menschen spielt — zumal, wenn er es nicht besitzt —, das ohnte sie gar nicht. Und mit heimlichem Amusement beobachtete die Gräfin, wie nonchalant diese kleine Komtesse sich über den Geldpunkt hinwegsetzte in ihrer Naivität. Auf die Verkäufer aller der Herrlichkeiten, die man erstand, machte das natürlich großen Eindruck, und sie beeilten sich, das Zwercher und Kostbarke vorzulegen.

Großes Vergnügen machte es Pia, sich in die weiche, feine Wäsche, in die spinnwebfeinen Strümpfe und die feinen, eleganten Schuhen zu hüßen. Ihre reizenden Füßchen sahen so zierlich darin an und sie wunderte sich, daß man darin so leicht und flink laufen konnte. Freilich — für ihre jugendhaften Kletterposten und Sprünge wäre doch nichts gemut mit mir zufriedener sein.“

Er küßte ihr die Hand in schweiger Zustimmung.

Schon am nächsten Tage reisten die beiden Herren wieder ab. Pia weinte nach ihrem Abschied von Hans und dem Vater, wie sie in ihrem Leben noch nicht geweint hatte. Die Gräfin ließ sie eine Weile ruhig gewähren. Dann nahm sie das Mädchen liebevoll in ihre Arme, freischelte ihre Wangen und sagte lächelnd:

„Jetzt denkst du nun gar nicht mehr an den Abschied, sondern an das Wiedersehen. Soßt sehen, wie schnell die Zeit der Trennung vergeht. Wir haben jetzt gar keine Zeit mehr, traurig zu sein, denn jetzt wird gleich die Modistin kommen, und da gibt es viel Arbeit für uns.“

Das war eine wunderliche Zeit für Pia. Mit großen erstaunten Augen sah sie sich das neue Leben an. Manchmal stüchelte sie ganz erschrocken in die Arme der Gräfin Schöff, wenn etwas gar zu überraschend auf sie einwirkte. Und immer fand sie das gütige Verständnis bei dieser klugen, erfahrenen Frau.

In den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Baden-Baden gab es zunächst endlose Sitzungen und Konferenzen mit den Modistinnen und in den verschiedenen Modeteilern.

Pia wurde vom Kopfe bis zu den Füßen neu ausgestattet. Des Schattens und Wunders war kein Ende, als Kleid um Kleid anprobiert wurde. Aber die goldig schimmernden Sonnenaugen sahen doch wohlwollend auf die feinen, zarten Stoffe, und die kleinen Hände strichen schmeichelnd und wohligh darüber hin. Es war ein angenehmes Gefühl, wenn sie sich um den Körper schmiegen. Und obwohl sie sich zuweilen so glatt wie die Haut selbst um die Weider legten, so beengten sie doch in keiner Weise.

Pia lernte zum erstenmal die Wohlthat einer tadelloß sitzenden Kostümierung kennen.

Die Gräfin ließ sie abschließend immer zuerst ihre Wahl treffen und griff nur belegend ein, wenn Pia falsch wählte. Aber sonderbarerweise traf die junge Dame meist, wie im Instintiv, das Richtige. Sie hatte emsigen einen angeborenen guten Geschmack, und nun sie lernte, Wert darauf zu legen, was sie anzuziehen sollte, fiel es ihr gar nicht schwer, das Schöne zu treffen, wenn sie vor die Wahl zwischen schön und häßlich gestellt wurde.

So lange sie in Buchenau gelebt hatte, war ihr nur immer wichtig erschienen, ob die Kleider, die sie trug, bequem und haltbar waren und sie möglichst wenig in ihrer Bewegungsweise hinderten. Jetzt, da sie täglich die vielen elegante und feingefärbte Damen sah und Begehrte ziehen konnte, merkte sie von selbst, wie häßlich und ungemütlich ihre alten Kleider gewesen waren.

Und sie begann, Interesse zu gewinnen an ihrem eigenen Anzug.

Wie betäubt hatte die Gräfin hingeworfen, daß Hans Nid sehr viel Wert darauf legte, daß eine Dame elegant und geschmackvoll gekleidet sei. Ein andermal sagte sie:

„Es ist geradezu die Pflicht in jedem Fall, darauf zu achten, daß sie möglichst schön aussieht und ihre Vorzüge zur Geltung bringt, die ihr der liebe Gott gegeben hat.“

Pia hatte sich das gemacht. Freilich, ob sie Vorzüge hatte, die sie zur Geltung bringen konnte, das wußte sie nicht. Aber Hans wollte sie gefallen, so sehr das möglich war. Er schätzte sie in ihren häßlichen Kleidern wie eine Vogelscheuche auf Hans gewirkt haben mußte, im Vergleich zu den schönen, eleganten Frauen, mit denen er bisher verkehrt hatte.

„Wie sehr muß er mich liebhaben,“ dachte er, „trotzdem zu seiner Frau machen will.“ dachte sie dann dankbar Herzgen's.

Und mit einem wahren Feuerer begann sie, die Lehren Zante Marias in sich aufzunehmen, und hunderte Male fragte sie bei allen Gelegenheiten: „Meinst du, daß dies Hans gefallen würde, Zante Maria?“

So wurde nun in schneller Zeit eine ganze neue Ausstattung für Pia beschafft. Selbst spielte dabei keine lebende Wollmatt. Man konnte wählen, was gefiel.

Pia war der Kostpunkt nun vollends Nebenache. Sie hatte keine Ahnung von Geld und Geldwert. Welch wichtigen Faktor das Geld im Leben des Menschen spielt — zumal, wenn er es nicht besitzt —, das ohnte sie gar nicht. Und mit heimlichem Amusement beobachtete die Gräfin, wie nonchalant diese kleine Komtesse sich über den Geldpunkt hinwegsetzte in ihrer Naivität. Auf die Verkäufer aller der Herrlichkeiten, die man erstand, machte das natürlich großen Eindruck, und sie beeilten sich, das Zwercher und Kostbarke vorzulegen.

Großes Vergnügen machte es Pia, sich in die weiche, feine Wäsche, in die spinnwebfeinen Strümpfe und die feinen, eleganten Schuhen zu hüßen. Ihre reizenden Füßchen sahen so zierlich darin an und sie wunderte sich, daß man darin so leicht und flink laufen konnte. Freilich — für ihre jugendhaften Kletterposten und Sprünge wäre doch nichts gemut mit mir zufriedener sein.“

Er küßte ihr die Hand in schweiger Zustimmung.

Schon am nächsten Tage reisten die beiden Herren wieder ab. Pia weinte nach ihrem Abschied von Hans und dem Vater, wie sie in ihrem Leben noch nicht geweint hatte. Die Gräfin ließ sie eine Weile ruhig gewähren. Dann nahm sie das Mädchen liebevoll in ihre Arme, freischelte ihre Wangen und sagte lächelnd:

Großmutter's Lehtes.

Von Gustav Schöner.

Wenn eine dünne Alt-Mütterlein-Stimme durch die Straßen ruft: „Kartoffeln, laufft' Kartoffeln! Erdäpfel!“, so ist die alte Dorothäa Wengeler da, und dann kommen die Frauen und Dienstmädchen aus den Häusern und laufen noch atem und neuem Haß oder noch Gewicht. Mutter Wengeler wird jeder Forderung gerecht. „Gut seht, die Kartoffeln, auf Sandboden gewaschen,“ sagt sie, „und da hat' ich ein Kraut, felt wie ein Stein.“

„Ih' nächste Mal bring' ich Schwaureurzel mit. Ja, und die Preis' sein nit hoch. Ah, nein, bei die heutigen Zeiten, nein, nein.“ Dabei hat sie ein warmes Licht in ihren großen Augen und schaut die Kunden an, als freude sie ihnen die Wangen.

Vor dem Kriege hatte sie ein Pferd vor dem Wagen und wurde des öfteren von ihrem Toni begleitet. Als der gegen die Franzosen ziehen mußte, verkaufte sie den Gaul. Seitdem hat sie zwei Kühe vorgepant.

So um die Mittagzeit begegnet sie dann und wann ihrem Entel. Der ist „auf der Studt“ und soll Lehrer werden. Sie hat nur den einen Entel und bereist überhaupt keinen Menschen weiter. Um die siebzehn Jahre alt ist er, größer und stärker, als es seine Jahre sonst hergeben.

Natürlich ist er, als der Krieg ausbrach, hinaus gerannt aufs Dorf, in das Häuslein gestürzt und hat mit leuchtenden Augen gerufen: „Mügehen tu ich Vater! Sag' nit nein!“

Der Toni Wengeler aber hat sein nem großen die Hand auf die Schulter gelegt. „Da wird nit draus, Konrad, das schloß dir aus dem Kopfe, Vorreit bin ich da. Wenn's mich höp, dann ist das in der Ordnung. Wär' nit noch schöner, wenn wir gleich bei den Juden anfangen wollten. Vielleicht könnt' eure Zeit noch, Gott verhö't's. Wenn's aber wird, dann bist du und dann geht. Jetzt nit. Du hast dein' Studt und — dein' Großmutter, und wenn ich drauhen bin, hernach hat' die Mutter niemand, dem's was zu Gute tun könnt, und das würd' sie nit vertragen. Ist Not genug gewesen, als deine Mutter starb, ich kann nit wissen, ob ich wiederkomme, und die alte Frau nit an Tröster braucht.“ So bleib's dabei, Konrad, und jetzt b'hit dich Gott und schau zu, daß was Rech't's aus dir wird.“

So mußte der lange Konrad Wengeler wieder auf die Schulbank niederhocken. Er hat sich damit abgefunden, aber gefordert ist sein inneres Wünschen nicht.

Seit nun der Vater drauhen ist, läuft der Konrad oft strahp, irahp, ab, bis er seiner Großmutter Stimme hört.

In der Stimme liegt etwas. Sie klingt hell, wenn der Vater geschrieben hat, daß es ihm gut geht, und sie ist verschleiert, wenn eine Nachricht ausbleibt. Oft wird sie hell und freich, wenn der Konrad dem alten Mütterlein Kunde überbringen kann, weil der Vater diesmal an ihn schrieb.

Jetzt ist es seit Wochen ein Suchen umsonst gewesen. Sie haben aufeinander gelauret, und teins tonnte dem anderen geben, was es erlächte.

Erdäpfel — Kartoffeln, Kartoffeln, das Klingt wie ein trauriges Lied in fast unbewegter Melodie. Und daß die Kartoffeln auf Sandboden gewaschen sind, hat Mutter Wengeler ganz vergesen. Einmal ist der Konrad arg erschrocken, als er die Großmutter hörte. Ganz leise erit: „Erdäpfel — Kartoffeln,“ dann wie ein Schrei.

„Hast Nachricht, Großmutter?“ ruft der Bub schon von weitem. „Al Erdäpfel — Kartoffeln!“ „Nit, Großmutter? Gar nit?“ „Al Erdäpfel, Erdäpfel!“

So geht der Konrad mit einem: „B'hit Gott! B'hit Gott! kommt morgen ein Briefel,“ bestelle.

Gott sei Dank, daß er nicht merkte, daß die Großmutter ein schwarzes Kopftuch trug. So lebt er noch zwei Tage in der Hoffnung. Uebermorgen wird sie noch ein schwarzes Halsstuch umlegen. Das ist erst vorüber wäre. Erschreden wird er, wenn er erst das Halsstuch und dann auch das Kopftuch sehen wird — und sie wird ihm in die Augen schauen und nicken. Zu sagen braucht man da nichts. Das Gesicht geht das nächste Mal lebhafte als gewöhnlich. So ist die Großmutter schon auf dem Heimweg, als der Konrad aus der Schule kommt. Sie ist froh darüber, daß dem Bub damit noch einmal eine Gnadenfrist wird und ihr — ihr bleibt erspart, was sie mit Festigkeit vollführen möchte, und worunter sie doch zuletzt zusammenbrechen wird.

„Hi, Schek!“ Sie treibt die Kühe an, aber sie schaff's doch nicht. „O, Großmutter,“ schreit der Konrad hinter ihr her.

„Hi! Hi! Gott, nun kommt's doch,“ „Hi!“ So als hätte sie den Ruf überhört.

„Großmutter!“ Der Konrad rief heron, und sein Ruf ist kein Anruf mehr, ist ein lauter Schrei erschütterten Verstandes. Er hat die Zeichen der Trauer gesehen und verstanden. „Großmutter!“ Da würgt ihm schon das Weinen in der Kehle. Die Alte schaut an ihm vorüber. Reizt Juden geht über ihr fältiges Gesicht.

aber große Tränen rollen langsam in den tiefen Rinnen der Wangen herab. Das Gesicht hält. Der Konrad legt die Arme aus des Wogenbreit, wirft den Kopf darauf und weint. So stehen sie mitten auf der Landstraße. Die Alte starrt geradeaus, eine ganze Weile. Dann legt sie dem Bublen ihre harte Hand auf die Schulter.

„Mein Bub, muß's halt tragen. Hart ist's, daß Gott erdarm! — Jetzt b'hit dich Gott!“ — Da ist der Brief, den f' mit von drauhen geschrieben haben — und nächstes Mal bring' ich die ein Körlel Birnen mit von den gelben, die an der Schewe wachsen und die du so gern magst. B'hit Gott, mein Bub. — Schau auf dein' Studt.“

So geht ihr eigener Schmerz unter dem dem Entel. Amern Tages tritt der Briefträger wieder in Mutter Wengeler's Häufel.

Der Konrad hat geschrieben. Ein Brief ist es, als sei dem Jungen lauter rotes Herzblut aus der Feder geflossen, heißes, gutes. Nun müsse er hinaus, schreibe er. Den Vater rächen müsse er. Habe er schon nicht Vater noch ein Vaterland, und das brauche ihn, ihn, der größer und stärker sei als viele vor dem Feinde, und den Vater rächen müsse er, ja, den Vater rächen. So geht es durchgehender.

„An mich denkt er nit,“ sagt Mutter Wengeler leise, „der gute Bub, der gute. Aber das kann nit sein. Da stell' ich mich vor ihm hin, und wenn sie mir den schon holen wollen, so schreie ich's ihnen in das Gesicht: „soh ich's, was ich geben hab,“ und soll denn der Tod völlig nimmer von meinem Häufel kommen? Den Bubnen geb' ich nit!“

Den Bubnen geb' ich nit! — Vier Wochen hat sie es gelagt, sich selber dem Konrad und allen, die es hören wollten, dann — hat sie den Bubnen selber gebracht.

Drängen tut der Konrad und bitten und zürnen, und sie sagt nein. Osters bleibt er aus um Mittag. Dann wieder einmal kommt er mit beiden Wangen und geht mit trübren Augen.

So fährt Mutter Wengeler wieder einmal aus der Stadt. Vor ihr geht einer im selbgrauen Kleide. Der stigt sich schwer auf einen Stod, und der rechte Jadenarmel ist — leer. Mutter Wengeler's Kühe gehen langsam, aber sie holen doch den selbgrauen ein. Lange hat ihn die Frau vor sich her gehen sehen, und aus ihren trübren Gedanken ist es riesengroß vor ihr aufgestanden: den Konrad geb' ich nit!

„Wo möchtest du hin?“ fragt sie den Krieger.

„Nach Dörrbach.“ „Da fahr ich durch. Mir scheint, du fährst auf dem schlechtesten Wagen alleweil noch beiser, als du läufft.“

„Recht könnt ihr haben,“ sagt der Soldat und — lacht dabei.

Wie kann einer lachen, wenn er so ein Krüppel ist! Der Soldat hat im Knopfloch das Eisene Kreuz und darunter ein anderes Ordensband.

Eine Weile geht Mutter Wengeler still neben dem Wagen her. Dann weilt sie auf das Eisene Kreuz, „Wofür hast das du?“

„Da hab ich einen zutraugtragen, den die Franzosen durchaus in den Himmel schiden wollten. Ich hab ihn auf halbem Wege zurück geholt.“

„Hm. Und wofür hast das? Das andere Band meine ich.“

„Da hab ich was neingetragen. Munition, weil wir uns verköpften hatten.“

„Und was hast für dein Arm kriegt und dein Bein?“

„Da hat der General gesagt: Bravo bist, Maxim Degener, bravo.“

„Mehr nit?“

„Mehr nit?“ lachte der Graue. „Als ob das nit mehr als genug wäre.“

„Ich hab auch einen drauhen sitzen.“

„Da sei froh, Frau.“

„Traurig bin ich, solz nit. War so gut, der Toni, und hat einen Bubnen, ja, und der will nun auch hinaus, an die Franzosen ran.“

„So laßt ihn gehen.“

„Na, ich loß ihn nit, den nit. Das wär' quodl.“

Da steht ihr der Krieger in die Augen. „Mutterlein,“ sagt er, „zweil gib's jetzt nit.“ Er hebt aus seiner heiligen, jung gebliebenen Begeisterung an, von drauhen zu reden.

Der Feldgrau. Den Konrad reißt er vom Herzen der Großmutter.

„Da wär' Dörrbach,“ sagt der Feldgrau, „da steig ich ab und sag: „schön Dank! Und loßt den Konrad nun die Bitte der „Zotomf!“ Medation um einen Beitrag mit folgenden ternigen Worten:“

„Auch von mir verlangen Sie einen Beitrag für die „Zotomf“. Wie haben Sie gewußt, daß ich nicht mittomde mit der verkehrten Meinung unferer Landleute gegenüber dem Deutschen Reich und mit den Wänen, die es zerreihen möchten? Verstand es sich vielleicht von selbst, daß der Bernunftstörer von Leiden, der in der Regel Fußspur tritt, nicht der Meinung der Masse zugestimmt sein konnte? In der Tat wünsche ich Ihnen zu Ihrem Streben von Herzen Glück, aber ich tue es im stillen, und schmerzhaft auf weiß habe ich bis jetzt mein Urteil über den großen Krieg nicht gewöhrt; entschuldigen Sie, wenn ich mich auch jetzt nicht zu einem eigentlichen Beitrag entschließe. Seit Jahren habe ich in meinem Amt, in eigener Angelegenheit also, so viel in gefelliger Einsamkeit geschrieben und sagen müssen, daß mir im 62. Lebensjahr die Luft abgeht, um loszukommen gegen die Leberarbeit des Bureaus, die ich in diesen Tagen bei uns und anderswo gegen das edle Deutsche Reich getrieben hat; Hinz und Kunz sind für die Freiheit und gegen das Höhere und Ueberlegene, und die Leibel des allgemeinen Wahrgrens bleiben die Leibel aller öffentlichen Meinung. Ich bringe es nicht fertig, durch Wiederholung von dem, was alle wissen oder wissen können, die meisten Landleute aber nun einmal nicht bedenken oder gelten lassen mögen, etwas vorzubringen, das mehr nützen könnte, als das, was Sie und andere schon gesagt haben; daß der Rügen- und Kaiserfeldzug der Belagerer des Deutschen Reiches bei unferen braven Mitbürgern so bereitwilligen Eingang gefunden hat und noch findet, ist für den Kenner Deutschlands und seiner geistigen Größe in der Tat bedauerlich, aber dem ist nicht so schnell abzuhelfen. Von Hagen findet den Pariser nun einmal feiner als den Wädel, wenn er auch Nikolaus Minaldini mit in den Kauf nehmen muß. Jahrbuchverleger hat der Franziskanismus unter uns eben so gut wie unter den Wämländern des germanische Gefühl verstimmt und vergiftet, so daß gegenüber der belgischen, das heißt der französischen Sache, sogar die värmische Sache kein aufrichtiges brüderliches Gefühl aufkommen läßt. Das sogenannte Rechtsgefühl, womit der Durchschnit-Holländer sich zur Zeit gegen das Benehmen der Franzosen und Engländer in Griechenland befehligt, ist fast ausschließlich im Blute als ein Anarchismus des Wänderwertigen und Wänderwertigen, der Angst hat vor dem Zuchtmeister; was der holländische Gastenbus empfindet vor dem Schatzmann, empfindet er, wenn er erwacht, vor Deutschland. Erst der Kopf, und nicht mal der Franzos, könnte unsern Durchschnittsentenfreunden hinterher die Erkenntnis beibringen, daß gegenüber der wirklichen Gefahr der barbarischen Vergewaltigung das Deutsche Reich Hoffnung und Trost offer höherer Geistigkeit gewesen; nur der Sieg der deutschen Waffen selber kann ihn lehren, wenigstens öffentlich zu ehren, was er in seinem Herzen nicht zu lieben vermag.“

Ein Held des Krieges und des Samors.

Ein solcher war Friedrich von Kyau, der am 5. Mai 1864 zu Oberstrotwalde in der Oberlausitz als der Sohn eines turbrandenburgischen Oberstleutnants geboren ward und als humoristischer Horat August des Starcken, sächsischer Generalleutnant und Kommandant der sächsischen Besatzung Königstein im Jahre 1783 starb. Diese Karriere aber er eben so seiner triegerischen Fähigkeit wie seinem Humor zu danken. Sein General Oberst von Schöning brachte den lustigen Kyau in vornehme Kreise zu deren Bewirtung und sorgte dafür, daß er, der als gemeiner Soldat eingetretet war, zum Führer aufstiege. Freilich waren seine Scherze nach dem heutigen Geschmack recht dorb, aber sie entsprachen dem seine Zeit. So ließ er sich einmal bei einem einladenden. Als man den Satz in aller Formlichkeit zu Grabe trug, entstand plötzlich im Saal Lärm, und während der Träger entsetzt flohen, stieg der lustige Führer vernünftig aus dem Saal. Der Scherz schied denn doch zu arg und der außerordentlichen Fähigkeit ward auf die Festung nach Spandau geschickt. Als die Kurfürstin bald darauf die Festung besichtigte, kam, ließ Kyau, der dies vorher erfahren hatte, ein Transparent entwerfen, das allelei zerbrochene Eigenschaften darstellte, wozu er ein Anarchismus des Wänderwertigen und Wänderwertigen, der Angst hat vor dem Zuchtmeister; was der holländische Gastenbus empfindet vor dem Schatzmann, empfindet er, wenn er erwacht, vor Deutschland. Erst der Kopf, und nicht mal der Franzos, könnte unsern Durchschnittsentenfreunden hinterher die Erkenntnis beibringen, daß gegenüber der wirklichen Gefahr der barbarischen Vergewaltigung das Deutsche Reich Hoffnung und Trost offer höherer Geistigkeit gewesen; nur der Sieg der deutschen Waffen selber kann ihn lehren, wenigstens öffentlich zu ehren, was er in seinem Herzen nicht zu lieben vermag.“

Erlebens eines Generaloberarztes.

Ich hatte im Dienstaute. Eine Frau tritt heran. „Herr Leutnant! Wo ist die Stelle für die Wänt?“

„Das weiß ich nicht, liebe Frau!“ „Na, die Landsturmbatallone wollen doch Lust haben.“

„Das können Sie vielleicht beim Regimentskommando General's Pape-Straße erfahren.“

„Ach, nehmen